

Wartmanns Weg zum zertifizierten Wildhüter

„So könnte es uns auch ergehen.“ Wilfried Ngonze zeigt auf das Skelett eines Zebras im heißen Savannensand. Das Tier ist nicht verdurstet, sondern wurde von Löwen erlegt und gefressen. Ngonze grinst: „Aber nur, wenn wir die Regeln der Wildnis missachten.“ Wilfried Ngonze ist ranghöchster Wildhüter im Schutzgebiet „Kimana“ am Fuße des Kilimanjaro und hat in seinem Job bisher mehr als 30 Jahre überlebt. In den kommenden drei Tagen ist er unser Ausbilder. Er will aus uns „echte Wildhüter mit Zertifikat“ machen.

Ein gewisser theoretischer Unterbau ist dafür unverzichtbar. Wir fühlen uns in die Schulzeit zurückversetzt, wenn Lehrer Ngonze in einer schattigen Strohhütte an der Tafel die Gesetze der Savanne mit seinem Zeigestock erklärt: „Niemals die kritische Distanz unterschreiten!“ So lautet die wichtigste aller Regeln in der Wildnis. „Sonst wird man ganz schnell vom Beobachter zum Gejagten“, sagt Ngonze. „Wenn sich bestimmte Tiere bedroht oder irritiert fühlen, greifen sie an.“ Bei Büffeln etwa betrage die „kritische Distanz“ mindestens zweihundert Meter, bei Elefanten, Flusspferden und Löwen mindestens einhundert Meter, so Ngonze. „Näher darf man diesen Tieren auf keinen Fall kommen, wenn man zu Fuß in der Wildnis unterwegs ist und überleben will.“ Gut zu wissen: Wir pirschen nämlich täglich bis zu mehreren Stunden per pedes durch die Weiten der kenianischen Savanne. So genannte „Bushwalks“ sind fester Bestandteil unserer „Ausbildung“. Solche Pirschfußgänge sind in Kenia ausschließlich im Kimana-Reservat möglich. In den staatlichen Nationalparks Kenias ist es verboten, zu Fuß durch die Savanne zu streifen.

Das Kimana-Reservat wurde 1994 gegründet und ist seit 1996 für die Öffentlichkeit zugänglich. Es liegt etwa 260 Kilometer südlich von Nairobi und ist rund 64 Quadratkilometer groß, was der Größe von etwa 10.000 Fußballfeldern entspricht. Dieses Schutzgebiet wird in Absprache mit den in der Umgebung lebenden Maasai-Stämmen von einer privaten Stiftung gemanagt. Die Maasai werden finanziell dafür entschädigt, dass sie ihre Ziegen und Rinder nicht in dem Schutzgebiet weiden lassen, dort kein Getreide anbauen und auch kein Feuerholz sammeln. „Die meisten halten sich an die Abmachungen“, sagt Ngonze. Manchen müsse man es aber „öfters sagen“.

Am Nachmittag stehen wir mittendrin in der staubigen Wildnis, im Schatten einer der markanten Schirmakazien, unter deren gespreizten Wipfel oft auch Tiere Schutz vor der

sengenden Sonne suchen. Man fühlt sich in die Tierfilme von Heinz Sielmann und Bernhard Grzimek versetzt: Zur Linken grasen gemütlich kräftige Zebras, dahinter strecken grazile Giraffen ihre Hälse nach Leckereien in die oberen Baumetagen aus. Zur Rechten flitzen muskulöse Warzenschweine durch den trockenen Sand, ein paar Meter weiter präsentiert eine Herde Gazellen läuferische Eleganz. Und im Hintergrund perfektioniert der Kilimajaro, der höchste Berg Afrikas, das Panorama. Wenngleich er nicht mehr ganz so majestätisch aussieht wie auf älteren Bildern. Seine Schneekrone ist in den vergangenen Jahren stark geschrumpft.

Dass Ngonze während unserer Pirschgänge ein Gewehr über der Schulter trägt, ist keine Folklore. „Ich musste schon einmal den Angriff eines Elefanten mit mehreren Warnschüssen abwehren“, sagt Ngonze. „Er fühlte sich offensichtlich von der strahlend weißen Bluse einer Touristin provoziert.“ Diese Geschichte ist uns eine Lehre: Alle haben sich artig in grüne und braune Tarntöne gekleidet. Und die Damen halten sich auf Ngonzes Rat sogar mit ihrem Lieblingsparfüm zurück: „Nicht nur wir Männer fühlen uns von manchen Düften besonders angezogen.“

Im Vertrauen auf Ngonzes Erfahrung fürchten wir uns bei unseren Pirschgängen nicht vor großen Tieren, die urplötzlich hinter dem nächsten Busch auftauchen könnten. Vielmehr konzentrieren wir uns auf kleinteiligere Entdeckungen: Schon bald können wir Impalaköttel von Gazellenkötteln unterscheiden – im Gegensatz zu Impalakötteln kleben Gazellenköttel nämlich meist in faustgroßen Klumpen zusammen. Ngonze bricht ein Stück von einer Aloe Vera ab: „Der Saft dieser Pflanze ist eine sehr vielseitige Medizin. Er hilft auch gegen Sonnenbrand und Mückenstiche.“ Wir lernen Gnu- von Büffelspuren zu unterscheiden, besichtigen den Lieblingsbeobachtungsplatz der Geparden und erfahren, dass die Maasai die Äste der Salvadora-Büsche fransig kauen und dann als Zahnbürste benutzen. „Wer das auch mal ausprobieren möchte, sollte beim Abbrechen der Äste vorsichtig sein“, so Ngonze. „In den Büschen verstecken sich auch gerne Schwarze und Grüne Mambas.“ Neugierig stochert ein Wildhüteranwärter in einem Haufen herum, den er als Hinterlassenschaft eines Elefanten deutet. Lob vom Lehrer: „Richtig identifiziert“, sagt Ngonze. „Dieses Geschäft hat der Elefant schon vor rund einer Woche erledigt“, schlussfolgert er aus der Trockenheit des Fundes. Unterwegs sehen wir immer wieder Gazellen, Zebras, Impalas, Vogelstraße und Warzenschweine. Zu allen Tieren kann uns Ngonze viel erzählen. Mit den Impalas wollen die wenigsten tauschen. Viele Impala-Männchen blieben ihr gesamtes Leben „Junggesellen“. „Ein Männchen hat rund 40 bis 50

Weibchen“, erläutert Ngonze. „Das ist allerdings ein zeitlich begrenztes Vergnügen. Spätestens nach einem Jahr wird es von einem Herausforderer im Kampf besiegt.“ Die Natur habe diesen harten Wettbewerb aus gutem Grund so eingerichtet: „So wird verhindert, dass ein Männchen im Folgejahr mit seinen eigenen Töchtern Nachwuchs zeugen kann.“

Richtig nahe kommen wir den Tieren nicht, sie halten immer einen deutlichen Sicherheitsabstand zu uns Fußgängern ein. Anders die Zecken. Diese hängen zu Dutzenden an den Waden besonders jener Teilnehmerinnen, die gerne mit gebräunten Beinen nach Hause kommen wollen und entgegen der Anweisungen in kurzen Hosen unterwegs sind. Elefanten haben auch ein Zeckenproblem, genießen diesbezüglich jedoch einen gut organisierten Reinigungsservice. Unentwegt picken ihnen weiße Vögel mit spitzen Schnäbeln die lästigen Blutsauger von der Haut. Das haben wir bei Sonnenaufgang ausgiebig beobachtet – allerdings auf „konventionelle“ Art und Weise wie „normale“ Safari-Gäste: von der Ladefläche eines Geländewagens aus. Bei uns heißt diese Aktivität „Gamedrive“ und ist selbstredend ein Teil unserer „Ausbildung“. Mit Fahrzeugen kann man sich auch gefährlichen Tieren wie Elefanten bis auf wenige Dutzend Meter nähern. Die Tiere haben sich an die Autos gewöhnt und fühlen sich von diesen nicht bedroht, erklärt uns Ngonze. Ein junges Elefantenpärchen lässt selbst beim Liebesspiel nicht von den Voyeuren in den blechernen Kabinen stören. Zärtlich verschlingen sie ihre Rüssel ineinander. Solche Beobachtungen machen einigen Teilnehmern bewusst, dass das Wildhüterleben trotz der vielen tierischen Abenteuer doch auch mit gewissen Entbehrungen verbunden ist. Zumal in der Leopard-Lodge, in der wir nach den aufregenden Tagen zu Abend essen und übernachten, ausschließlich Männer arbeiten. Spätestens um zehn Uhr ist hier Feierabend. Die Wildhüterlehrlinge sind viel zu müde für Nachtaktivitäten. Als kurz vor dem Schlafen gehen ein Flusspferd nur wenige Meter vor der Terrasse vorbei trottet, wird es von einigen bereits ignoriert.

Das „Wildhüterzertifikat“ bekommen letzten Endes übrigens alle Teilnehmer ausgehändigt. Auch derjenige, der Maasai als Samurai betitelt. Selbst wer nach drei Tagen Impalas noch nicht von Gazellen unterscheiden kann, bekommt eine Urkunde. Unser Ausbilder ist schon damit zufrieden, dass ausnahmslos alle die Wildnisregel Nummer eins immer so artig beachtet haben.

Erschienen u.a. in Badische Zeitung, Die Presse, Leipziger Volkszeitung